

Symposium: Selbstverständnis und Perspektiven universitärer Lehre – Gestaltungsspielräume einer Volluniversität

Prof. Dr. Peer Pasternack, Institut für Hochschulforschung, Halle-Wittenberg
Humboldt minus Bologna = Hochschulbildung der Zukunft?

Pasternack skizziert in seinem Vortrag die programmatische Doppeldeutigkeit von Bologna und die damit verbundenen Zielkonflikte. Die Durchsetzung der Bologna-Reform sei letztlich der Übereinkunft von „marktliberalen“ und „chancenausgleichsorientierten“ Interessengruppen unter Ausschluss der „Konservativen“ geschuldet. Die beiden erstgenannten Gruppen erhofften sich aus völlig unterschiedlichen Motiven mithilfe der Einführung des gestuften Bachelor-/Mastersystems eine langfristige Umstrukturierung des Hochschulsystems: Die Marktliberalen wollten ausbildungsorientierte Bachelorstudiengänge einrichten, die insgesamt billiger und ökonomisch besser verwertbarer waren als die alten Diplom- und Magisterstudiengänge. Die Chancenausgleichsorientierten zielten mit der Einführung der gestuften Studiengänge auf ein höheres Maß an Inklusion der bildungsferneren, risikobereit abgeneigten Schichten, da – so die Annahme – diese von dreijährigen Studiengängen weniger abgeschreckt würden als von den alten 9-10 semestrigen Diplom- und Magisterstudiengängen.

Ohne die programmatische Doppeldeutigkeit wäre – so Pasternack – die Bologna-Reform nicht durchsetzbar gewesen. Sie sei weitgehend ohne Beteiligungsprozesse durch die Ministerialbürokratie implementiert worden. Dabei sei der wesentliche Fehler die gleichzeitige Priorisierung völlig unterschiedlicher Ziele gewesen (Expansion vs. Selektion, Differenzierung vs. Standardisierung, Bildung vs. Ausbildung, universalistischer vs. partikularer Bildungsbegriff). Darüber hinaus sei die wissenschaftliche Hochschulbildung in Deutschland im Sinne der Humboldt-Rezeption anders als in den anderen westeuropäischen Ländern immer ein elitäres Konzept gewesen, dessen bewusste Distanz zur Praxis essentiell gewesen sei. Langfristig – so Pasternack – würde sich aber die Multifunktionalität des amerikanischen Systems durchsetzen (Studium je nach Stufe als Persönlichkeitsbildung, Berufsausbildung oder Wissenschaft).

Die Doppeldeutigkeit ist letztendlich auch der Heterogenität der Studierenden geschuldet. Pasternack skizziert hierbei folgende Gruppen:

- *konformistische Pragmatiker*. Ziel: Berufsausbildung. Meta-Ideen der Universität braucht diese Gruppe nicht.
- *Orientierungslose*. Ziel: Orientierung – sowohl im Studium als auch im Leben – insbesondere in der Studieneingangsphase. Meta-Ideen der Universität braucht diese Gruppe – vorerst – nicht.
- *nonkonformistische akademische Hedonisten*. Ziel: Studium als selbstbestimmte Lebensphase. Meta-Ideen der Universität werden in dieser Gruppe partiell abgedeckt.
- *hyperkonformistische Selbstmanager*. Ziel: Studium als kontinuierliche Selbstoptimierung. Meta-Ideen der Universität sind dieser Gruppe fremd.
- *Skeptiker*. Ziel: Berufsausbildung/wissenschaftliche Karriere. Meta-Ideen der Universität sind dieser Gruppe eher fremd.

Nach Pasternack werden die Differenzierungsprozesse zwischen und innerhalb der Hochschulen zunehmen. Die Unterschiede zwischen Universitäten einerseits und Fachhochschulen andererseits werden sich seiner Meinung nach sukzessive auflösen. Wesentlicher Erfolgsfaktor wird aufgrund des

demografischen Wandels der Standort sein. Daher werden Hochschulen in kleinen und mittelgroßen Städten in einem höheren Maß gezwungen sein, ihr Lehrangebot überregional auszurichten als Großstadthochschulen. Bei letzteren sei die Hürde kleiner: Ihr eigenes Lehr- und Forschungsimago dürfe nur nicht unter das Standortimago sinken. Großstädte und deren Universitäten sollten sich zukünftig als Inkubationsräume für Innovation begreifen und dafür Räume bieten:

- Stadt → Raumsouveränität,
- Universitäten → Zeitsouveränität.

Wenn Raum- und Zeitsouveränität zusammenfallen, besteht die Möglichkeit der Differenzierung innerhalb der Gruppe der Großstadtuniversitäten, welche sich zukünftig entscheiden müssten, ob sie Trägerin der Innovation, des Mainstreams oder der Orthodoxie sein wollen.

Dr. Sabine Behrenbeck, Wissenschaftsrat, Köln

Differenzierung in der Lehre: Trends, Treiber und Grenzen

Behrenbeck stellt die Differenzierung in der Lehre vor und skizziert dabei die wesentlichen Trends, Treiber und Grenzen. Hierfür stellt sie insgesamt 9 Thesen auf:

1. Die Hochschullandschaft ist bereits heute stark ausdifferenziert: Unterschiedliche Hochschultypen abseits des traditionellen binären Codes sind entstanden und haben sich etabliert. Die klassische Volluniversität mit inhaltlicher Bezugnahme auf Forschung und Lehre ist immer noch der Regelfall, folgende Abweichungen von diesem Regelfall sind insbesondere:
 - Hochschulen mit extrem schmalen Fächerangebot (Ein-Fach-Hochschulen),
 - themenbezogene Hochschulen,
 - Hochschulen, die nur einen Teil der Abschlüsse vergeben,
 - Hochschulen mit bestimmten Lehrformaten (z.B. nur Fernstudium).
2. Differenzierung ist leichter für kleine und junge Hochschulen, sie ist leichter für private und für Fachhochschulen. Große Universitäten orientierten sich bis heute an der klassischen Volluniversität (bzw. TU). Sie weisen bereits heute eine starke Binnendifferenzierung auf; daher sind strukturelle Veränderungen schwierig umzusetzen. Dagegen analysieren Fachhochschulen als die in den 1960er Jahren Zuspätgekommenen heutzutage ihr Umfeld genau und richten auf dieser Grundlage ihr Profil ein.
3. Die Treiber der Differenzierung sind insbesondere
 - Quantität und Diversität der Studierenden (bisher Konzentration auf Defizitausgleich; erforderlich sind differenzierte Angebote wie Eingangsstufen [Propädeutika, Studium generale], verschiedene Studienausprägungen, etwa unterschiedlichen Geschwindigkeiten oder unterschiedlichen Theorieniveaus etc.)
 - Konkurrenz aus dem Ausland,
 - Studienreform („switch from teaching to learning“).

➔ Die Chance einer Universität – so Behrenbeck – liege in der Profilbildung in der Lehre, mit deren Hilfe sich eine Art Corporate Identity implementieren ließe. Grundlage hierfür sei eine eingehende Umfeldanalyse. Profilbildung bedeute dabei nicht das Ende der Volluniversität.

4. Rationalität ist wesentlich: Mithilfe einer aus Rationalitätskriterien gespeisten Umfeldanalyse lässt sich ein Angebot an diejenigen potentiellen Studienanfänger richten, die in jedem Fall an die Hochschule kommen.
5. Die Erstellung von Forschungsprofilen ist leicht, die von Lehrprofilen hingegen schwer: Forschung ist öffentlich und unterliegt wissenschaftsimmanenten Indikatoren, die akzeptiert werden. Dagegen spielt sich die Lehre in einem fast intimen Raum ab, der nur schwer zu überprüfen oder gar zu kontrollieren ist und viel stärker wissenschaftsfernen Kriterien unterliegt. Dabei gelte die Wissenschaftsfreiheit – so Behrenbeck – gegenüber dem Staat, aber keineswegs gegenüber dem Dekan/der Dekanin. Lehre sollte zukünftig besser abgestimmt werden. Es sollte ein Austausch zwischen den Lehrenden einerseits und den Hochschulen andererseits stattfinden (z.B. Charta guter Lehre).
6. SWOT-Analysen sind bei derartigen Strategieprozessen ein notwendiges Instrument. Eine selbstkritische Reflexion ist bei Hochschulen jedoch kaum ausgeprägt, sollte aber rational in den Strategie-Prozessen verankert werden.
7. Veränderung braucht Partizipation, andernfalls erhält man keine Akzeptanz. Doch sollte man sich immer vor Augen halten, dass man bei Strategieprozessen nicht jeden durch endlose Beratungen mitnehmen kann.
8. Folgende mögliche „Fallen“ sind bei Strategie-Prozessen in der Lehre zu berücksichtigen:
 - Strukturen: Universitäten hängen immer noch dem Bild einer Forschungsanstalt an, dabei geht es in erster Linie um wissenschaftlich basierte Berufsausbildung;
 - Universitäten sollten daher vor allem auch Berufskarrieren außerhalb der Wissenschaft vorbereiten helfen.
9. Das größte Hindernis ist das Selbstbild der WissenschaftlerInnen als nonkonformistische, individualistische ForscherInnen
 - Forschung und Lehre unterliegen immer noch einer Reputationsasymmetrie, denn Forschung verspricht Anerkennung der Peers, nicht Lehre. Daher sollten Anstrengungen in der Lehre auch mithilfe von ernst zu nehmenden Lehrpreisen, deren Vergabe wissenschaftlichen Kriterien unterliegt und wesentlich durch Peers erfolgt, flankiert werden. Die Änderung des Selbstverständnisses der WissenschaftlerInnen als ForscherInnen **und** Lehrende benötigt einen langfristigen kulturellen Wandel.

**Michelle Mallwitz, Studentische Vizepräsidentin an der Zeppelin-Universität, Friedrichshafen
Uni ist nicht Schule. Universitäres Lernen/Lehren ernstgenommen**

1. *Universität heißt Forschung auch in der Lehre.*
→ Hochschulen sollten die Neugier der Studierenden wecken, indem sie Forschungsfragen anwendungsorientiert mit alltäglichem Wissen bearbeiten lassen.
2. *Lehre geht nicht ohne Studierende. Nicht nur als Adressaten.*
→ „Learning Contract“ zum Inhalt/Art und Weise der Vermittlung
3. *Noten sind der Feind der Lehre.*
→ Nicht Bulimie-Lernen, sondern die Anfertigung von größeren Arbeiten/Absolvierung größerer Prüfungen ist didaktisch zielführend. Darüber hinaus sollte eine größtmögliche Varianz der Prüfungsformen existieren, da dadurch die Studierenden eine Vielzahl von unterschiedlichen Kompetenzen erlernen. Ggf. könnten größere Arbeiten auch im Rahmen von Forschungsfreisemestern für Studierende angefertigt werden.
4. *Uni ist nicht (nur) das was im Seminar passiert.*

→ Lernen jenseits des Seminars. Auch außeruniversitär – Dafür sollten die Hochschulen bestimmte Freiräume und Unterstützungsmöglichkeiten schaffen (z.B. werden an der Zeppelin-Universität eigens studentische Projekte akkreditiert, bevor sie finanzielle Mittel erhalten)

5. *Studentische Einbindung ist möglich: Gestaltung ist eine Frage der Haltung*

→ Studierende sollten auch bei der Studiengangsentwicklung eingebunden werden. Zwar sei dies anstrengend für die Studiengangsverantwortlichen, aber damit könnte man einen größeren Lehrerfolg gewährleisten. Die Einbindung der Studierenden fängt aber schon bei der Bewerbung an. Eine gewisse Verbindlichkeit seitens der Hochschule (Bewerbungsgespräche) würde letztendlich auch das konstruktive Engagement der Studierenden befördern.

Dr. Thomas Grünewald, Wissenschaftsministerium Nordrhein-Westfalen

Differenzierung und Profilbildung: Hochschulstrategie im zweiten Jahrzehnt von Bologna

Differenzierung: Forschung vs. Lehre

Die Reputation von WissenschaftlerInnen wird immer noch vor allem durch Drittmittel gemessen. Die Messung der Lehre ist nur begrenzt möglich. Anreiz für Forschungsintensität ist oft Lehrdeputatsreduktion, was insgesamt bedenklich einzustufen sei.

Differenzierung der Hochschullandschaft: Das Zeitalter der Clubs

- TU9
- U15
- Netzwerk mittelgroße Universitäten
- UAS7

Diese Clubs sollten Kriterien entwickeln, nach denen sich die Mitgliedshochschulen bestimmen; wer diesen Kriterien nicht (mehr) entspricht, muss den Klub verlassen.

Differenzierung: Der Europäische Hochschulraum

- Bologna 2.0
 - erster Zyklus: Bachelor ein zertifizierter Studienabbruch?
 - zweiter Zyklus: Akademische Menschwerdung durch Master?
 - dritter Zyklus: „doctoral students“ oder „early stage researchers“?
- Bologna bedingt die Konvergenz der Hochschularten
 - Bachelor- und Masterabschlüsse kennen keinen Unterschied zwischen Universität und Fachhochschule
 - Unterscheiden werden lediglich Masterprogramme, nämlich in die Kategorien „anwendungsorientiert“ oder „forschungsorientiert“
- Bologna zwingt zumal die großen Universitäten („Volluniversitäten“) zu einer genaueren Positionsbestimmung:
 - Gelingt es, das reklamierte Qualitätsniveau über das volle Studienangebot zu gewährleisten?

Profilbildung: Was macht gute Lehre aus?

Gute Lehre an einer („Voll-“)Universität ist...

- forschungsbasiert

- kompetenzorientiert
- „studierbar“ (serviceorientierte Studiengangsorganisation)
- didaktisch innovativ (zeitgemäß und Studierendenorientiert)
- qualitätsgesichert (Unterstützung und Entlastung der Lehrenden)

Qualitätsstandards müssen für alle Studiengänge gelten, sonst greift der Gedanke einer Volluniversität nicht mehr.

Profilbildung: Studienerfolg durch Investitionen in der Frühphase

- Studierendenrekrutierung mit Zielgruppenausrichtung
 - Demographie!
 - „Wir wollen die besten Studierenden!“ (z.B. durch flächendeckende Auswahlgespräch wie die TU München)
 - Nicht alle Studienprogramme sind Selbstläufer
 - Quersubventionierung
 - Regionale Rekrutierungsstrategie
 - Fachspezifische Rekrutierungsstrategie
- Studierendenauswahl mit „Selbstberatungselementen“
 - Online-Self-Assessment
 - Auswahl-Interviews in „Zweifelsfällen“
 - Alternativen zum Orts-NC
- Studienvorbereitung mit Brückenangeboten
 - Vorinvestition in den Studienerfolg
 - Verminderung der Studienabbrüche

Profilbildung: Internationalität und Diversität

- Diversity-Strategie
 - Förderung der Studierenden in ihrer Diversität
 - Diversität ihren Dimensionen: Herkunft, Alter, Geschlecht, Beeinträchtigungen, sexuelle Identität, Weltanschauung, Religion
- Internationalisierungsstrategie
 - Welche ausländischen Studierenden möchten wir gewinnen?
 - Besondere Rekrutierungsmaßnahmen für forschungsorientierte Master/PhD-Programme

Profilbildung: Gute Lehre als Konzept der Personalentwicklung

- „Mehr Ehre für die Lehre!“
- Hochschuldidaktik entideologisieren (bewusst technische Herangehensweise)
- Curriculumentwicklung als Technik
- Schulung des wissenschaftlichen Nachwuchses
- Professuren mit (temporärem) Schwerpunkt in der Lehre
- Positionen für „Lecturer“
 - Als unbefristete Positionen eigenen Typs
 - Nicht in Konkurrenz zu den Qualifikationspositionen für Doktorand(inn)en

Zusammenfassend spricht sich Grünewald für eine autonome Priorisierung der einzelnen Felder aus, welche in einem kontinuierlichen Dialog über gute Lehre – von top down angestoßen, durch Button

up flankiert – gemeinsam erarbeitet werden. Externe Überprüfungen sollen die Qualitätsstandards von bestimmten Programmen/Verfahren gewährleisten.